

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der Müllersbub. Ein Tatsachenbericht aus der Schwarzwaldheimat von  
Stefany Volk

[urn:nbn:de:bsz:31-338868](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338868)

# Der Müllersbub

Ein Faltbuchdruck aus der Ditzmanns-Zwaidl-Druckerei von Dr. Franz Volk

## I.

Sturm heult um die Mühle. Schäumendes Hochwasser braust um das Haus, das wie in trutziger Abwehr inmitten des wilden Elementes steht. Ein Achzen und Stöhnen durchzittert das Gebäude, als ob es im nächsten Augenblick bersten müßte.

Unter der Haustüre steht die Hünengestalt des Müllers. Der schmale, rötlich-braune Kinnbart umrahmt ein scharfgeschnittenes Antlitz voll Energie und Willenskraft. Doch liegt ein Strahl großer Güte in den grauen Augen.

Er trägt eine kurze Hose aus blauem Samt, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Das blühweiße Hemd ist aus selbstgesponnenem Tuch. Mit verschränkten Armen steht er da: ein Bild urwüchsiger Kraft. Ein behaglicher Schnaufer hebt seine Brust.

Herrschaft, so ein Hochwasser, so ein gewaltiges Stürmen, wie frei und leicht macht es das Herz! Immer hat er das Wasser geliebt: als Kind ist er oft mit den Fluten um die Wette gelaufen. Und heute noch: das Wasser ist sein Gefährte, sein Element! Mit ihm arbeitet und kämpft er! Und dieser Kampf ist das Schönste in seinem Leben!

Ein heftiger Windstoß jagt ihm einen Regenschauer ins Gesicht. Lachend schüttelt er sich und wirft die Tür ins Schloß.



Unter der Haustür steht die Hünengestalt des Müllers . . .

Der grüne Kachelofen in der braungetäfelten Stube strömt eine wohlthuende Wärme aus. 's ist Sonntag heut und Ruhetag. Behaglich läßt der Müller sich am Tische nieder.

Da wird die Türe aufgestoßen. Ein alter Mann wankt herein.

„Meister, laßt mich doch hier diese Nacht! Ich kann nimmer weiter.“ —

Erschöpft sinkt er auf die Bank. Die armseligen Kleider tiefen. Rinnfale bilden sich auf dem Boden. Graue Haare hängen dem Wanderer ins Gesicht, in dem zwei traurige Augen stehen.

Der Müller betrachtet seinen Gast. Den hat das Leben hart geschüttelt, denkt er bei sich und ruft seinem Weibe, daß sie ein bißchen für den Armen sorge.

Die mitleidige Müllerin bringt eine heiße Suppe, die sie hinter den Tisch nah beim Ofen stellt, damit der Frierende sich wärmen kann. Kaffee und ein großes Stück Weißbrot schiebt sie ihm mit freundlichen Worten hin.

Mit einem richtigen Heißhunger verzehrt der Mann das warme, langentbehrte Essen. Und wie er tüchtig satt ist, kann er sich seiner schlechten Kleider entledigen und die steifen Glieder auf gutem Lager ausstrecken.

Die Müllerin durchstöbert alle Schränke und ruht nicht, bis sie von den Kleidern ihres Mannes und der großen Buben einen ganzen Anzug für den Alten zusammengefunden hat. Auch die zerrissenen Schuhe werden durch ganze ersetzt.

Ist das ein Ereignis für den Armen, als er am Morgen statt der schlechten die gute, warme Kleidung findet! Mit zitternden Händen tastet er sich immer wieder, als glaube er selbst nicht recht an das Wunder.

„Bergelt's Gott tausendfach, Meisterin“, sagt er mit Tränen in den Augen, eh' er weitergeht, „der Herrgott mög's Euch lohnen an Eurem Kind, was Ihr an einem armen Menschen getan habt!“

Dann geht er weiter. Der Müllerin aber geht der Wunsch des Mannes den ganzen Tag nicht aus dem Kopf. So glücklich macht er sie und froh!

Ein paar Tage später ist's. Verschneit sind alle Berge und Täler. Schnee ist gefallen auf den wilden Sturm, und die Welt versinkt im Wintertraum.

Wie ein verwünschtes Märchengebäude liegt die Mühle im weißen Tal — so tief und so einsam.

's ist Heiligabend. Die Nacht, da der Menschensohn geboren, der Friede über die Welt wandert, und der weite, weiße Lannenwald von Engelhören hallt. Die Nacht, da die Brunnen stillstehen, und die unvernünftigen Tiere ihre Sprache haben.

In dieser Nacht wird dem Müller ein Sohn geboren. Der achte ist's — ein Spätling, die andern sind weit voraus.

Ein lebendiges Christkindel ist in die Mühle gefallen. Freudig begrüßt die Müllerin das muntere Büberl, das mit hellen Augen in die Welt schaut. Und auf einmal kommt ihr der gute Wunsch des armen Mannes wieder in den Sinn. Wie segnend legt sie ihre Hand auf das Köpfschen des Kindes.

Sinnend durchwandert der Müller in dieser Nacht die Mahlstube. Ein Kind in der Heiligen Nacht — was wird einstens aus ihm werden? denkt er in der Tiefe seines Gemütes.

Sonst aber ist ihm durchaus nicht trostlos zumute, im Gegenteil: solange das Mühlrad sich im Kreise dreht und er seine starken Hände brauchen kann, ist ihm wahrhaft nicht bange. Wenn nur der Herrgott immer seinen Segen gibt! —

## II.

Ein altes Weiblein wankt der Mühle zu. Einen großen Packen trägt es auf dem Rücken. Geht ihm der Atem aus? Erschöpft bleibt es stehen und setzt sich auf den Querbalken, der über den Brettern der Brücke liegt. 's ist ein armes Leut, die Brit. Hat einst bessere Tage gesehen. Ein hartes Geschick hat an ihr gehobelt, und jetzt muß sie von Haus zu Haus und bitten, daß ihr gute Leute etwas abkaufen, oder ihr ein Stücklein Brot oder einen Teller Suppe geben. Ja, ja, 's ist oft ein bitteres Brot, das sie essen muß! —

„Mutter“, ein pausbackiges Bübel reißt die Müllerin am Schürzenzipfel. „Mutter, draußen sitzt ein Weiblein auf der Bruck. G'wiß hat's Hunger — gell, ich darf ihm was z'essen bringen?“

Schmeichelnd lehnt der Kleine sich an die Mutter, die eben am Herd steht und das Mittagessen rührt.

„Beh' jetzt“, sagt die Frau ein wenig barsch, „wenn ich fertig bin, guck ich selber nach ihr.“

Traurig schleicht der Bub fort. Nach einer Weile kommt er wieder.

„Mutter, weißt, daß wir gestern g'schlachtet haben?“

„Dummerle, das werd' ich schon noch wissen?“

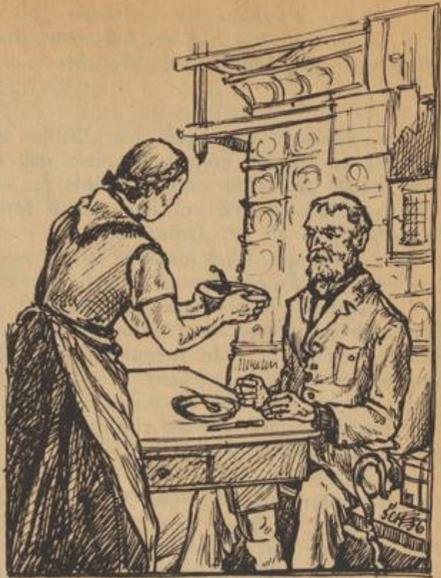
„Weißt, daß mir der Metzger ein eigenes Bratwürstle gemacht hat?“

Die Mutter nickt. Da hängt sich der Bub an ihre Schürze und reißt und reißt. „Gell, die darf ich dem Weiblein schenke? Weißt, das kriegt doch nirgends so was!“

Ganz rot ist das Büble, aber es läßt die Schürze nicht los.

„Aber Bub!“ will die Mutter schelten, da sieht sie den rührenden Ausdruck in den lieben Blauaugen und sie nickt lächelnd Gewährung. „Was das Kind für ein gutes Herz hat“, sinnt sie.

Die alte Brit hat schon lang, lang keinen so guten Tag mehr gehabt. Tausend Vergeltsgott



Die mitleidige Müllerin bringt ihm heiße Suppe . . .

läßt sie in der Mühle zurück. Und dem Büblein legt sie die zitterige Hand segnend auf den Scheitel.

Ein andermal kommt ein Hofbauer in schweren Nöten zum Müller, der als wohlhabender Mann gilt. Aushelfen soll er ihm mit Geld bis übers Jahr, da kann er's wieder zurückgeben.

Der Müller schüttelt bedächtig den Kopf. Oft schon hat er diesem Bauern aus der Not geholfen, jetzt kann er nicht. Eine Neuanschaffung für die Mühle hat er nötig und braucht sein Geld. Ein anderer soll ihm helfen.

Der Bauer weiß: wenn der Müller nicht hilft, hilft ein anderer zweimal nicht. Er bettelt, der Müller bleibt hart. Es ist ein Winterabend. Die Buben sitzen am Ofen und basteln zum Zeitvertreib. Der Kleinste schaut zu.

Jetzt hört er das „Nein“ des Vaters und sieht die Not und Hilfslosigkeit des Bauern. Auf den Zehen schleicht er zum Vater und zupft ihn am Armel.

„Gib ihm mein Spargeld, Vater, am End' langt's“, sagt er leise.

Der Müller lacht nicht. Er sieht nur in die Augen des Kleinen, die flehend auf ihm ruhen. Dann steht er wortlos auf und geht zur Kommode. Nun wird er halt die Anschaffung nochmal verschieben und diesem da aus der Not helfen.

„Da nimm's“, sagt er wie erleichtert, „gibst es halt zurück, so wie du kannst.“

Der Bub schaut mit leuchtenden Augen zu und legt seine Händchen fest auf Vaters Knie. Der Bauer brummt seinen Dank und geht da-

von. „Bub, du bringst mich noch um Hab und Gut!“ sagt er zu dem Kleinen, aber seine Augen haben einen glücklichen Ausdruck dabei.

### III.

Das Mülhrad schweigt. Der Müller liegt todkrank auf seinem Lager. Alt und müd sind seine Hände geworden. Ach, er fühlt es: lang wird's nimmer dauern mit ihm. Bald kommt die große Feiertag, der Heimgang.

Sein unruhiger Blick wandert immer wieder auf die Uhr. Solang kommt er nicht, der Bub, sein Jüngster! Vor einigen Stunden ist das Fuhrwerk abgefahren, das ihn in Triberg holen soll. — Sollte er nicht gekommen sein? Wie lang hat er ihn nicht gesehen? Fünfzehn Jahre mögen es her sein, seit er ausgezogen, um in das Geschäft seiner Brüder einzutreten. Fünfzehn Jahre lange, lange Jahre! —

Wie die Jahre rinnen! Wie schnell man alt und zerbrochen ist! Ach, die Mühle! — Wie gern hätte er noch ein paar Jahre geschafft! Aber — seine Zeit ist vorbei — er fühlt es so gut. Da tönt helles Schlittengebimmel in seine Gedanken.

Die Müllerin beugt sich über den Kranken. „Sei ruhig, Vater, er kommt jetzt, gleich hol ich ihn herauf!“

„Der Bub!“ In großer Erregung liegt der Alte da. Die Hände gefaltet, die Blicke unentwegt auf die Tür gerichtet.

Er hört Stimmen, und jetzt — jetzt öffnet sich die Tür. Ein großer, breitschultriger Mann tritt über die Schwelle. Er muß sich bücken, daß er nicht die Decke streift.

„Vater! — Grüß Gott, Vater!“ Kräftige Hände umschließen die zitternden Greisfinger.

„Bub!“ stößt der Kranke heraus, „ich kenn dich ja gar nimmer!“

„Aber warum denn, Vater, warum kennet Ihr mich nimmer?“

„So groß und so herrlich bist worden!“

„Aber Vater“, lacht der Junge, und jetzt kennt der Müller seinen Buben wieder an dem leisen, frohen Lachen, das ihm aus der Kehle quillt.

Nun bleiben sie zusammen: Vater und Sohn. Der Junge sitzt am Bett und erzählt von der großen, fernen Welt, und der Vater hört den Wellenschlag des Meeres, fühlt den Windhauch der Fremde und spürt mit feinen Sinnen das Heimweh seiner Buben, das trotz Glück und Erfolg in ihnen lebt. Glückselig ist er, wenigstens den einen in seiner letzten Not bei sich zu haben.

Einmal guckt die Mutter ihm tief in die blauen Augen und will wissen, ob er sein gutes Herz auch behalten habe drüben. Da bricht ein so warmer, tiefer Strahl aus seinem Blick, daß die Müllerin freudig erschrickt.

„s ist noch nie einer hungrig von unserer Tür gegangen, Mutter“, sagt er nur schlicht, und schweigt. —

Was ist denn Besonderes dabei, wenn er auf seinem Handel durch weite, einsame Landstrecken sein mitgenommenes Essen an arme

Schlucker verschenkt oder es mit ihnen teilt? Was ist dabei, wenn er sein Butterbrot hungrigen Kindern in die Händchen drückt und ob den frohen Kinderaugen den eigenen Hunger vergißt? Was ist dabei, wenn er einer armen Familie die Uhren um Gotteslohn wieder in Gang setzt? Er findet das so selbstverständlich und in Ordnung, daß er gar nicht darüber redet.

Das Lebenslichtlein des alten Müllers flackert noch einmal auf. Er schafft es noch ein paar Wochen, dann will das Herz nicht mehr. Fast fröhlich sieht er dem Tod entgegen. Gut und christlich hat er gelebt, was soll er bangen? Der Tod ist für ihn Erlöser. — An einem Morgen schläft der Müller in den Armen seines Sohnes friedlich hinüber.

### IV.

Lebendig steht der Tag vor mir. Ein Sommertag voll Licht und Glanz. Der erste Heudunst liegt im Tal, und die Blümlein zittern im Winde vor dem Schnitt der Sense.

Ich eile heim aus der Schule. Meine große Schwester empfängt mich an der Haustür. Jetzt muß was Besonderes los sein, denke ich. Richtig: sie tut geheimnisvoll: „Es ist Besuch da, rat mal, wer?“

Da steh' ich steif und still. „Wenn ich nit weiß, wer da drin ist, bringst mich nit in d' Stub.“ Da zieht sie mich einfach hinein.

Ein großer, blonder Herr sitzt am Tisch bei der Mutter und sieht mich gar freundlich an. Scheu, wie nun mal Kinder einsamer Bergwelt sind, drück ich mich an die Tür.

„So komm doch, Kind, das ist der Onkel von Irland“, sagt sie mit freudiger Stimme.

Keinen Schritt geh' ich vorwärts. Aber schon steht er neben mir, nimmt meine Hände, führt mich zum Tisch und setzt mich kurzerhand auf seine Knie.

Und nun taue ich auf. Ich sehe seine warmen, gütigen Augen, höre seine Stimme, die wie eine tiefe Glocke klingt, und alle Scheu ist zerstoßen. Bald spielen wir zusammen, und dabei wird er selber zum fröhlichen Kind. Er verspricht mir, wenn er wiederkäme, mich mit hinüberzunehmen übers Wasser. Wie eine Verheißung fiel dies Versprechen in meine junge Seele. Jahrelang umgaukelte mich dieser goldene Zukunftstraum, der sich leider nicht erfüllte.

An jenem Abend steh ich selig vor einem braunen Büchlein, in dem es nur so funkelt und glänzt. „Wenn du mal groß bist!“ hat Onkel lächelnd gesagt.

Noch heute schlägt mein Herz höher im Erinnern an jene glücklich-frohe Stunde.

O die schönen Tage, da Onkel mit durch die Wiesen streift und erzählt und sein helles Lachen klingt!

Aber alles vergeht. Ein Tag kommt, wie zum Abschiednehmen geschaffen: Wolken hängen über den Wäldern, und der Wind singt ein trauriges Lied. Alle Blümchen lassen die Köpfelein hängen.

Einen Strauß frischer Wiesenblumen trag ich in der Hand und reiche ihn dem Onkel. Vor dem Haus wiehert der Schimmel. — Onkel steigt auf, Vater nimmt die Zügel und der Schimmel trabt davon. Lächeln flattern, bis eine Wegbiegung das Gefährt verschluckt. Nun ist er fort — fort auf ewig.

Hinauf stürm ich zum großen Lannenbaum, der immer mein Tröster ist, wenn's irgendwo zupft und weh tut. Das Moos reiß ich heraus und grabe die Finger in das Erdreich, bis sie bluten.

## V.

Auf der Terrasse seines großen, neuerbauten Landhauses steht ein alter Herr und blickt sinnend in den nebligen Novembertag hinaus. Zum erstenmal bleibt Mr. Wehrly ohne triftigen Grund seinem Geschäft in der Stadt fern.

Heut ist ihm so eigen zumute: so froh und doch wieder schwer. Warum sieht er nur auf einmal die Mühle im Schwarzwald so lebhaft vor sich? Warum packt ihn plötzlich das Heimweh so wild und ungestüm, wie seit vielen Jahren nicht? —

Ach, nur einmal noch am schäumenden Mühlbach stehen! Nur einmal noch das Rauschen des deutschen Heimatwaldes hören! Nur einmal noch — heim! — Nein, jetzt kann er nicht reisen, aber im Frühjahr, wenn die Sonne alles wieder warm macht, dann — dann —

Auf einmal zieht sein Leben an ihm vorbei, wie ein Film läuft es an seinem Geist vorüber.

Heimat und Elternhaus, grüne Schluchten und herrliche Wälder, Wellengemurmel und Mühlengelapper. Auszug und Anfang im fremden Land. Kampf und Glück.

Eine armselige, strohgedeckte Hütte draußen vor der Stadt. Seine beiden Brüder als Uhrmacher üben da ihr Handwerk aus. Sie haben es hart gehabt, da sie den Grundstein legten; leichter wird es ihm, dem Jüngsten, weil er in ihre Fußstapfen treten kann.

Froh und stark arbeiten sie zusammen. Zwei stellen die Uhren fertig her, der dritte zieht mit der „Krähe“ hinaus in die verschiedenen Landstrecken und verkauft sie.

Es ist ein hartes Ringen, oft von Not und Entbehrung begleitet, aber sie wollen es schaffen. — Der älteste der Brüder stirbt in der Heimat während eines Besuches. Drüben in der Heimat liegt er begraben.

Und weiter geht der Pulsschlag der Zeit. Die Hütte versinkt. Ein Geschäftshaus wird erworben inmitten der Stadt. Nun geht es rasch aufwärts. Die „Krähe“ hat ausgedient. Ein schöner Laden ersteht, Arbeiter werden eingestellt. Das Glück ist mit ihnen.

Da — mitten aus der Blüte heraus, stirbt sein Bruder Eduard, der eigentliche Gründer und die Seele des Geschäftes. Es trifft ihn jäh und hart. Wohl hat er ihn fest in die Schule genommen, unerbittlich an ihm gefeilt, aber gerade das dankt er ihm. Er war ein edler Mensch voll Gerechtigkeit und Güte.

Da sieht er den endlosen Leichenzug, und viele Armen trauern um den Heimgegangenen. Der Geist des Toten aber bleibt in Haus und Geschäft allezeit.

Mr. Wehrly verdoppelt seine Kraft: schafft und wagt. Heute ist sein Juweliergeschäft eines der ausgedehntesten, sein Reichtum sprichwörtlich. Im ganzen Land hat sein Name einen guten Klang. Ehre und Ansehen knüpfen sich daran.

Immer aber hat er sein Wohltun geübt. Anstalten, Spitäler und Waisenhäuser hat er gegründet. Für jeden Notleidenden hat er eine offene Hand. Alle finden den Weg zu ihm, und immer weiß er zu helfen.

Je mehr er gibt, desto mehr blüht sein Geschäft. Gottes Segen ruht sichtlich auf ihm.

Ob nicht der fromme Wunsch des armen Wanderers, dem einst in jener Winternacht in der Mühle Gutes widerfuhr, an dem Kind doch in Erfüllung gegangen ist? —

In späten Jahren erst hat sich Mr. Wehrly eine Familie gegründet. Er ist glücklich mit seiner lieben, kleinen Frau, die ihm ein guter Kamerad ist. Die beiden Söhne, die schon stattliche Jungen sind, bedeuten seinen Stolz. Beide haben sie die Eigenschaften ihres Vaters mitbekommen und sind nach außen und innen sein getreues Abbild.

Bei all dem Glück und Erfolg ist er der schlichte Bürgermann geblieben, der täglich im Geschäft arbeitet wie in jungen Jahren. Nie hat er gefeiert. Aber heut — heut will er's tun. Es leidet ihn nicht im Geschäft in der Stadt. Heut will er frei sein!



... Einen Strauß frischer Wiesenblumen trage ich in der Hand und reiche ihn dem Onkel ...

Und plötzlich kommt ihm ein Einfall, den er sofort ausführt. Das Auto trägt ihn durch die Stadt. Anstalten und Häuser werden besucht. Überall bringt man ihm Verehrung und Liebe entgegen, und für jeden einzelnen hat er ein gutes Wort, eine kleine Gabe.

Am Eingang einer engen Straße hält das Auto. Diesen Weg geht er zu Fuß. Hier kann er kein Gefährt brauchen. Er geht von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, durch enge Gäßchen, schmutzige Höfe und armselige Wohnungen. Hier sitzt das Elend in allen Winkeln.

Wie die Herzen aufgehen und die Kinder-  
augen strahlen! Heute fällt die Gabe doppelt so groß als sonst. Tausend Vergeltsgott klingen ihm nach.

Mr. Wehrly geht durch den Nebel zurück. Ihn fröstelt. So kalt ist die Welt, warum soll er nicht ein bißchen Sonne in die Menschen-  
herzen tragen, da es ihm doch möglich ist!

Sorglich hüllt ihn der Sohn in warme Decken und will ihn nach Hause fahren. Doch der Vater verlangt zum Erzbischof von G. gefahren zu werden, der eine dringende Angelegenheit mit ihm zu bereiden hat und dessen persönlicher Freund er ist. Der Sohn tut ihm den Willen. Spät kehren sie in das Landhaus zurück.

Noch in derselben Nacht erkrankt Mr. Wehrly. Eine heftige Erkältung hat er sich zugezogen.

Drei Ärzte und zwei Krankenschwestern stehen an seinem Lager, aber keine Kunst vermag ihn zu retten.

Am dritten Tag geht er fromm und gott-  
ergeben hinüber in die ewige Heimat.

Fassunglos stehen Frau und Söhne an der Bahre des besten Gatten und treuesten Vaters. In der Kathedrale ist seine Hülle aufgebahrt. Tausende von Menschen ziehen an der Bahre vorüber. Ein letztes Mal grüßen sie den edlen Menschenfreund und Helfer.

Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, Alte und Verlassene: allen war er ein Vater ge-  
wesen, alle hat er geliebt!

Ein Kardinal nimmt die Einsegnung vor. Er ruft ihm auch den Dank der Kirche nach, der er immer ein treuer Sohn und Wohltäter ge-  
wesen ist.

Ein unabsehbares Trauergesolge zieht durch die Straßen der Stadt. Aus allen Teilen des Landes waren sie herbeigekommen, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Geistliche und weltliche Würdenträger sind zu sehen.

Die Zeitungen bringen spaltenlange Berichte über Leben und Schaffen des Verewigten.

## VI.

Um die alte Mühle im Schwarzwald stöhnt der Novembersturm. Ein Achzen und Wimmern geht durchs Gebälk, als ob ein Mensch im Sterben liege. Um Mitternacht wird es plötzlich ruhig. Der Sturm hat sich gelegt.

Da klopft es an die Haustüre, fest und stark. Ein später Wanderer, der vom Wege abgeirrt? Man öffnet — niemand ist zu sehen. Nach einer Weile klopft es wieder — auch diesmal zeigt sich keine Menschenseele.

Und noch ein drittes Mal ertönt das Klopfen. Ein paar Tage hernach kommt die Nach-  
richt, daß unser Onkel aus dem Leben geschieden ist und zwar um dieselbe Zeit, da das Klopfen an der Haustür hörbar ward.

Seine Sehnsucht ist heimgewandert über Meer und Land. Einlaß hat sie noch einmal begehrt im Vaterhaus, eh' sie zur ewigen Heimat hinüberging. Viele Dinge geschehen zwischen Himmel und Erde . . .

In der trauten Heimatkirche des großen Verstorbenen brennen die Kerzen. Der Wind fährt durch die Wälder, und ein mächtiger Trauer-  
choral braust hernieder. Die alte Heimat grüßt die Seele ihres Sohnes.

Im fernen Land aber, auf meines lieben Onkels Grab, ruhen, sorglich behütet unter einer Glasglocke, ein paar welke Blumen, gepflückt am rauschenden Mühlbad.

Der letzte Gruß der alten Heimat! —

